

10 Hierin urteile ich anders als Hillerbrand (vgl. Anm. 4), S. 65 und 67. Den Unterschied zwischen Nord und Süd sieht auch William Klassen in seinem ausgezeichneten Artikel über den Eid bei den Täufern in der Mennonite Encyclopedia, Bd. IV, Scottdale, Pen. 1959, S. 6–8.

11 Menno Simons, a. a. O., S. 398.

12 Cornelis Ris, Die Glaubenslehre der Mennoniten oder Taufgesinnten, Hamburg 1850. Weitere Zitate in diesem Sinne bei Emil Händiges, Die Lehre der Mennoniten in Geschichte und Gegenwart, Ludwigshafen a. Rh. 1921, S. 69–78.

13 Die Quellen für das Folgende liegen in der Mennonitischen Forschungsstelle, Krefeld, in einem von Dr. Ernst Crous zusammengestellten Faszikel „Mennoniten und Eid 1933–1939“, insbesondere S. 24 ff.

R. P. KERBER

WILHELM KERBER

Ein Lebensbild nach seinen Aufzeichnungen

Wilhelm Kerber wurde als Sohn des Landwirts Heinrich Kerber und dessen Ehefrau Eva geb. Becher am 14. März 1870 zu Treul bei Neuenburg, Krs. Schwetz/Westpreußen geboren. Seine Schulbildung und Berufsvorbildung erhielt Wilhelm Kerber zu Neuenburg und Loebau von 1887 bis 1890. Seine erste Volksschullehrerprüfung machte er im Jahr 1890, die zweite im Jahr 1893; die Lehrerprüfung für Mittel- und Höhere Mädchenschule: a) in Danzig 1898 in evangelische Religion und Geschichte, b) ebenda 1901 in Erdkunde und Naturkunde; Rektorprüfung in Danzig am 10. 5. 1903.

Von den von W. K. verwalteten Stellen wäre in erster Linie die an der zweiklassigen Volksschule in Gurske, Krs. Thorn zu erwähnen, wo er als zweiter Lehrer durch Verfügung der Regierung zu Marienwerder das Amt am 22. 2. 1891 antrat. Über diese Stellung sagt Wilh. Kerber in seinen Aufzeichnungen folgendes: „ . . . wie ich jetzt nach langjährigen Erfahrungen sicher weiß, war die Stelle zu Gurske für mich nicht nur meine erste und leichteste, sondern auch in jeder Hinsicht angenehmste gewesen von allen Anstellungen, die bisher zu verwalten mir oblegen worden sind. Es waren 40 Kindlein in 2 Abteilungen, alle deutsch und evangelisch. Das aus dem Seminar mitgebrachte Wissen reichte noch völlig aus und erübrigte besondere und schwere stoffliche Vorbereitung. Umsomehr legte ich aber großen

Wert auf methodische Vervollkommnung im Amte. Gerade diese Seite der Arbeit an mir selber ist für mich später in mannigfacher Hinsicht von großem Werte gewesen und hat sich sehr bezahlt gemacht. Gurske war ein Kirchdorf von alter und gefestigter Kultur und hielt in wirtschaftlicher Hinsicht jede Vergleichung mit den größten und reichsten Dörfern der anderen Weichselniederungen aus. Hier war es bisher nur in ganz vereinzelt Fällen vorgekommen, daß Besitzer ihre Kinder in die höhere Stadtschulen schickten. Es war Heimat-milieu, das mich hier umfing und an das ich heute nach bald 40 Jahren gerne zurückdenke. Gleich in den ersten Wochen passierte mir hier in G. folgendes. Eines Tages besuchte ich ein Schulvorstandsmitglied und begrüßte auch seine Frau, die am Fenster saß, mit Näharbeit beschäftigt. Die Dame ließ die Hände von der Arbeit ruhn, richtete sich in die Höhe und rückte die Brille zurecht, um mich scharf zu fixieren. So richtete sie viele Fragen nach dem Woher und Wohin an mich. Als ich ihr so gut und so schlecht, als ich vermochte, geantwortet hatte, nahm sie die Brille von der Nase, und mich jetzt besonders scharf ansehend — sagte sie zu mir in festem Tone: ‚Wir haben in G. 40 heiratsfähige Töchter, bis jetzt hat sich hier noch jeder zweite Lehrer seine Frau geholt, und Sie werden es auch tun!‘ Als ob solch ein Wort nichts weiter zu bedeuten gehabt hätte und nur so ganz nebenbei gefallen wäre, nahm die treue Seele die unterbrochene Näharbeit wieder auf, und ich war damit entlassen und durfte mich nun dem Herrn Schulvorsteher zuwenden, der dabeigesessen hatte, ohne ein Wort dazu zu sagen. Die Mahnung der Lokalpatriotin war auf alle Fälle gewiß gut gemeint, nur schade, daß ich der erste 2. Lehrer dort gewesen bin, der diese Dorftradition durchbrochen hat.

Ein schwerer Lungenkatarrh zwang mich im folgenden Sommer aufs Krankenlager, so daß ich gar das Diakonissenkrankenhaus zu Thorn aufsuchen mußte, am 10. August 1892. Erst nach den Herbstferien vermochte ich meinen Dienst wieder aufzunehmen und fing nun energischer als bisher an, mich auf die 2. Prüfung vorzubereiten, um auf Anraten des Arztes nach derselben bald zu heiraten. Mit Rücksicht darauf übertrug die Behörde mir die Verwaltung der alleinigen Schulstelle zu Gronowo, Krs. Thorn. Hier habe ich im Laufe der knapp 2¼ Jahre — 15. 4. 1893 bis 1. 7. 1895 — kennengelernt, was es heißt: alleiniger Lehrer an einer Gutsschule privaten Patronats zu sein, die bis zu 120 Schulkinder zählte, darunter nur 10—12 etwas deutschsprechende, sonst aber nur polnische, katholische Kinder! . . . Mit Müh und Not gelang es mir in den Revisionsprotokollen der vorgesetzten Obern das Urteil zu erreichen: man erkennt, daß gearbeitet worden ist! Das war alles! Und dazu gerade hier diese unerquicklichen Patronatsverhältnisse, wodurch mir das sonst so gern geübte Lehramt bis in die Seele

verleidet wurde und ich mehr als einmal drauf und dran war, mein Amt zu werfen, wenn es nicht meine liebe Frau gewesen wäre — ich hatte den 5. Oktober 1893 Luise Becher geheiratet, die Vorsteherin des Thorner Diakonissenkrankenhauses, in dem ich den Sommer vorher krank gelegen hatte —, die mich von dem schicksalsschweren Schritte zurückhielt in dem felsenfesten Glauben, daß sich das Blatt doch mal wenden und unsere bestimmte Hoffnung, bald in Thorn Anstellung zu finden, in Erfüllung gehen werde. Diese Gronower Prüfungszeit, in der mir's oft gewesen, als hätte ich da „die Engel im Himmel singen gehört“, nur daß es keine liebliche Melodien gewesen, ging zu Ende, als ich am 1. Juli 1895 in Thorn Anstellung fand an der 2. Gemeindeschule, einer Mädchenvolksschule. Hier in Thorn hieß es aber arbeiten. Alle freie Zeit, die ich irgendwie erübrigte nach dem Schulunterricht und der Fortbildungsschule, verwandte ich auf die Vorbereitung zur Mittelschulprüfung, die ich im Mai 1898 in evang. Religion und Geschichte bestand.

Schon April 1899 wurde ich an die damalige Höhere Mädchenschule, später in Lyzeum und zuletzt in Oberlyzeum mit Studienanstalt umbenannt, berufen. Dortselbst wurde mir in erster Linie der Unterricht in der Grundklasse (1. Schuljahr) anvertraut, und all die langen Jahre hindurch — fast bis zur späteren Auflösung der Anstalt — hat mir besonders der Anfangsunterricht obgelegen und viel Freude gemacht und mit dazu beigetragen, daß ich nicht frühzeitig verbraucht wurde. Ich fühlte mich nicht gekränkt, daß ich immer „unten“ blieb, wenn jüngere Kollegen mit Lehrfächern in etwas höheren Klassen betraut wurden. Mir war es stets ein Genuß, alle Jahre wieder „von vorne“ anfangen, und das wirklich ganz von vorne, und jedes Jahr sann ich ernstlich darüber nach, wie ich wohl zu beginnen habe, um den neuen ABC-Schützen den Erfolg zu sichern, die Lernarbeit selbst aber so leicht wie möglich zu machen, und es gibt wohl keine der vielen alten und noch mehr neuen Leselehrmethoden, die Arbeitsschulmethoden eingeschlossen, die ich nicht praktisch ausgearbeitet hätte, vielfach dabei auch eigene Wege gehend. Natürlich, je leichter es der Lehrer den Kindern macht, umso schwerer hat er's selbst, und so ging's gemeinhin auch mir. Aber ich blieb dabei frisch und gesund. Ging es auch einmal in meiner Unterrichtsstunde schlecht, so wußte ich doch, daß ich derenthalben keinen anderen als mir selbst die Schuld von dem Übel vorzuwerfen hatte.

Ganz allmählich war der Zeiger meiner Lebensuhr Jahr um Jahr vorgeückt, und schon hatte ich den Plan gefaßt, etwa mit dem 50. Lebensjahr aus dem Dienst zu scheiden, zumal der wirtschaftliche Erfolg, den ich der praktischen und glücklichen Hand meiner verstorbenen Frau noch heute zu danken habe, mir einen gewissen Ausgleich bot, als der Krieg dazwischen kam

und dann — o Jammer — nach ihm all das Traurige, was ein verlorener Krieg im Gefolge hat und das über dem Himmel Deutschlands heute noch gewitterschwer lagert und wohl noch jahrhundertlang lagern wird. So kam die „Neue Zeit“; den 18. 1. 1920 rückten die Polen in Thorn ein. Die allertapfersten und schlausten Bürger — besonders auch ein großer Teil der Beamten — hatten schon 1919 begonnen, ihr Hab und Gut in Sicherheit zu bringen, ja viele verkauften sehr übereilt und fast ganz kopflos nicht nur ihr bewegliches Eigentum, sondern auch Häuser und andere Liegenschaften. Die inzwischen konstituierte polnische Behörde begann denn auch, gemäß dem neuen Evangelium: mag auch der Kulturzustand des Landes auf den Nullpunkt sinken, aber polnisch muß es sein. Polen soll rein werden wie Gold, rein wie ein Glas frischen Quellwassers; dazu gehört aber, daß Juden und Deutsche heraus müssen, vorher muß man ihnen aber das Geld abnehmen. Diesem Wandel der Zeiten hat sich natürlich auch das Städtische Oberlyzeum nicht entziehen können, die Anstalt war an Lehrkräften zusammengeschrumpft. In den leer gewordenen Klassenräumen war seit Ostern 1920 ein polnisches städtisches Mädchengymnasium aufgebaut. Von jenen Lehrkräften des Lyzeums wurden nur die beiden altstämmigen in den polnischen Staatsdienst übernommen: Prof. Brien und ich. Obwohl ich bereits seit dem 1. 11. 1923 am polnischen Staatsgymnasium Dienst tat, so war es doch nur, wie mir berichtet wurde, vorläufig, einstweilen! Jedenfalls hielt ich durch und erreichte, daß meine feste Anstellung erfolgte. Auf die Besoldung hatte das Provisorium keinerlei Einfluß und erfolgte so, als wenn ich von Anfang meiner Dienstzeit an in der Anstellung gewesen wäre, nur mit der Einschränkung, daß mir wie allen Beamten und Kollegen, die wie ich aus der preußischen Zeit übernommen worden waren, nur 20 Dienstjahre — später ist diese Zahl auf 24 erhöht worden — auf die neue Besoldung angerechnet wurden. Aufgrund der gesetzlichen Vorschrift, daß, wer das 60. Lebensjahr erreicht und das Recht auf volle Pension hat — dieses Recht auf volle Pension erreicht der Beamte mit 35 Dienstjahren — zu pensionieren sei, bin ich am 1. 9. 1930 mit 100 % meines Gehalts in den Ruhestand versetzt worden.“

Obwohl Wilhelm Kerber als deutscher Lehrer in der „Neuen Zeit“ oft Verleumdungen und Schikanen seitens der polnischen Parteileute öffentlich — in der Presse — zu dulden hatte, äußert er sich zum Schluß seiner Lehrzeit doch noch: „Wie ich ehrlich bekennen will, ist mir seitens der neuen polnischen Behörden stets gerechte, ja sogar wohlwollende Behandlung zuteil geworden, wofür zu danken ich allen Grund habe.“ —

„Den 11. 2. 1930 starb meine liebe Frau. Mit ihr sank alles, was ich an Glück und irdischem Erfolg im Leben gehabt, ins Grab, und einsam pilgere

ich meinem Lebensabend zu. Doch war es ein schöner Trost für mich, daß, als die Nachricht von meiner bevorstehenden Pensionierung in der deutschen Bürgerschaft bekannt wurde, verschiedene Bürger an mich herantraten mit der Bitte, doch nicht aus Thorn fortzugehen. Wie hätte ich wohl jemals gewagt, an solch eine Wertschätzung, an solch einen Erfolg zu denken! Von meinen Kindern sind 2 am Leben geblieben: Ernst, geboren 1894, hat die 4 Jahre an der Front gestanden, kam glücklich und heil aus dem Kriege zurück. Er optierte schon 1920 und ging nach Deutschland. Er ist mit Elfriede Thiessen, der Tochter unseres verstorbenen Klassenbruders, verheiratet: sie haben 3 Kinder, darunter 1 Stammhalter. Ernst hat eine kleine Landwirtschaft im Kreise Landsberg i. W. Die Tochter Elfriede, geboren 1900, bestand 1920 am hiesigen Oberlyzeum die Lehrerinprüfung und ist mit einem Ingenieur in Wehlau/Ostpr. verheiratet. Aus dieser Ehe sind zwei Mädchen geboren worden.“ —

Anmerkung des Einsenders: Der Sohn Ernst Kerber wanderte mit Frau und 4 Kindern im Jahr 1952 nach Kanada aus, er starb am 16. 9. 1961 in St. Catherines, Ontario, wo die hinterbliebene Witwe, Elfriede K. nebst 3 Kindern heute (1965) wohnt. Die Tochter Elfriede K. (verh. Kramp) starb 1960 in Deutschland.

Am öffentlichen Leben hat Wilhelm Kerber sich insoweit beteiligt, als er Mitglied einer Obst- und Gemüsebau-Verwaltungsgenossenschaft war und während des Krieges gar im Vorstand tätig gewesen war. Der Lehrerverein in Polen ernannte ihn zum Ehrenmitglied, und im Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst entwickelte Kerber nicht nur als Mitglied, sondern auch später im Vorstände eine sehr eifrige und segensreiche Tätigkeit. Zurückblickend müssen wir sagen, Wilhelm Kerber sah in dem Lehreramte, das er etwa 39 Jahre innehatte, seine Lebensaufgabe, die er in vorbildlichem Eifer vollbracht hat; er erlebte den seltenen Fall, nicht nur die Mütter, sondern auch deren Töchter unterrichtet zu haben. An sonstigen Erlebnissen können wir von seinen mehrfachen und größeren Reisen berichten. In seinen Aufzeichnungen sind mehrmals Reisen an die Ostsee verzeichnet; im Riesengebirge, in Dresden und der Sächsischen Schweiz, im Harz, in verschiedenen Gebieten Ostpreußens, die Masuren mit ihren Seen, das Memeldelta, das ehemalige österreichische Schlesien mit der Weichselquelle, die Weichsel von Warschau bis zur Mündung mehrfach befahren. Von Westpreußen hat er eingehend die Tuchler Heide, die Kaschubische Schweiz und das Weichseldelta kennengelernt. 1911 machte er über Warschau eine Studienfahrt nach Wolhynien und Kiew, nach den deutschen Kolonien in der Ukraine und

der Krim, zurück über Odessa nach Lemberg. Von dieser Tour sind „Reisebilder aus Rußland“ in der Ortszeitung erschienen.

Auf den vielen Reisen hatte Wilhelm Kerber reichlich Gelegenheit, in Heimen der Glaubensbrüder, der Mennoniten-Bauern in Westpreußen und besonders der Vorfahren seines Geschlechts im Weichseltal einzukehren. Familienforschung war sozusagen seine Nebenbeschäftigung. Besonders hat er in Bezug auf sein Geschlecht — Kerber (Kerwer) — viele Kirchenbücher, Familienchroniken und Archive durchforscht. Die Jahre seines Ruhestandes hat er jedenfalls auch wohl reichlich dazu ausgenützt; aus seinem Briefwechsel mit Mitgliedern des Kerber-Geschlechts ist zu ersehen, daß er noch 1942 ergänzende Forschungen für den Kerber-Stammbaum machte. In einem seiner Briefe aus dem Jahr 1929 drückt W. K. sich ganz zurückhaltend und schlicht so aus:

„... ist uns und unseren Ahnen nicht beschieden gewesen zu ‚Ersten‘ unter den Menschen zu zählen, so habe ich andererseits aus meinen mancherlei Forschungen den Schluß ziehen können, daß die Angehörigen unseres Geschlechts aber auch nicht zu den ‚Letzten‘ gehört haben. Sei dein eigener Herr und Knecht — das ist des Mittelstands Recht. Wir sind meistens auf der Goldenen Mittelstraße geblieben!“ ...

Auf einer von ihm aufgestellten Ahnentafel hatte er eigenhändig sein Motto vermerkt: *„Wir können nicht ahnen, wohin wir gehen; so sollten wir wenigstens wissen, woher wir kommen!“*

Am Ende seiner autobiographischen Aufzeichnungen heißt es: „Soweit meine Vergangenheit. Was wird mir die Zukunft bringen?“ T. d. 10. 30. W. K.

Professor Wilhelm Kerber starb am 24. 1. 1943 in Thorn (Torun) Westpreußen. Er hat es noch erlebt, daß seine Heimat wieder ins Deutsche Reich eingegliedert wurde. Den Zusammenbruch des Reiches mitzerleben ist ihm erspart geblieben.

Einige Veröffentlichungen von Wilhelm Kerber:

1. Die Kirche der Gemeinde Obernessau — Menn. Bl. 1905
2. Die Kirche zu Nessau — Gem. Kal. 1906
3. Aus der Deichbeschaulichen Epistel — Gem. Kal. 1910
4. Ein seit 150 Jahren dem Gericht in Verwahrung gegebenes polnisches Privileg von August III. — Gem. Kal. 1917
5. Zwei Kriegsbilder aus unseren polnischen Gemeinden Deutsch-Kazun und Deutsch-Wymischle — Gem. Kal. 1917
6. Die Mennoniten in der Weichselniederung — Deutsche Rundschau in Polen 1936. Auch Sonderdruck Bromberg 1937. So auch in „Der Bote“, Rosthern 1937
7. Artikel im Mennonitischen Lexikon, Band I und II